BASTEI
LÜBBE
TASCHENBUCH

Über die Autorin:

Frida Matthes arbeitete viele Jahre für Funk und Fernsehen. Nach Hunderten Reportagen über Fabergé-Eier, essbare Algen, Hundeernährungsberatung, Kinderfußball, Höhlenkäse und andere seltsame Phänomene fühlte sie sich gut gerüstet für die fiktive Welt des Schreibens. Mittlerweile hat sie unter verschiedenen Pseudonymen etliche Romane, Jugend- und Sachbücher veröffentlicht – und dabei Platz 1 der SPIEGEL-Bestsellerliste erobert. Frida Matthes lebt mit ihrer Familie in Köln.

FRIDA MATTHES

Vom Glück und den Tagen dazwischen

ROMAN

BASTEI LÜBBE
TASCHENBUCH

BASTEI LÜBBE TASCHENBUCH
Band 17762

Dieser Titel ist auch als Hörbuch und E-Book erschienen.

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

Originalausgabe

Copyright © 2019 by Bastei Lübbe AG, Köln
Titelillustration: © Irtsya/Shutterstock.com; iryna1/Shutterstock.com; windesign/Shutterstock.com; jax10289/Shutterstock.com
Umschlaggestaltung: FAVORITBUERO, München
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Gesetzt aus der Bodoni
Druck und Verarbeitung: CPI books GmbH, Leck – Germany
ISBN 978-3-404-17762-2

5 4 3 2 1

Sie finden uns im Internet unter www.luebbe.de
Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

Ein verlagsneues Buch kostet in Deutschland und Österreich jeweils überall dasselbe.
Damit die kulturelle Vielfalt erhalten und für die Leser bezahlbar bleibt, gibt es die *gesetzliche Buchpreisbindung*. Ob im Internet, in der Großbuchhandlung, beim lokalen Buchhändler, im Dorf oder in der Großstadt – überall bekommen Sie Ihre verlagsneuen Bücher zum selben Preis.

Bevor ich das amtliche Endergebnis meiner wissenschaftlichen Studie präsentiere, möchte ich mich erst einmal vorstellen. Mein Name ist Emmi Pfeiffer. Ich bin Expertin für Enttäuschungen. Die letzte meiner Enttäuschungen, das sprichwörtliche Tüpfelchen auf dem i im Wort Studie, hieß Arne und war ein süßer Automechaniker mit Vorliebe für Literatur und asiatische Küche, den ich in meinem Spanischkurs kennengelernt habe und der mich gestern mit zu sich genommen hat. Bevor er zur Arbeit fuhr, küsste er mich und bedankte sich für die Nacht, und ich radelte nach Hause. Die kühle Morgenluft prickelte auf meiner Haut, aber vielleicht waren das auch seine Berührungen, die ich noch spürte.

Als ich mich nach dem Duschen im Spiegel betrachtete, sah ich das feiste Grinsen in meinem Gesicht, das genährt wurde von der Aussicht, ihn wiederzusehen – und der aufregenden Möglichkeit, endlich die Antwort auf die Frage »Wann beginnt eigentlich das schöne Leben?« bekommen zu haben.

Dann machte ich mich bei wunderbarstem Sonnenschein auf den Weg zur Schule, wo ich meiner dritten Klasse die Zeugnisse präsentierte, um mich danach in die Sommerferien zu verabschieden. Beim Verlassen des Schulgebäudes wählte ich die

Nummer von Arne, dem süßen Automechaniker, und wurde mit einer freundlichen Frauenstimme verbunden, die mir vorgaukelte, die gewählte Rufnummer sei nicht vergeben. Erst dachte ich, ich hätte mich vertippt – aber nichts da. Ich starrte auf die Zahlen, die ich mir in mein oberwichtiges Notizbuch geschrieben hatte, weil mein Akku mal wieder im entscheidenden Moment versagt und ich die Nummer nicht sofort hatte speichern können. Verglich sie mit dem, was ich ins Handy eingegeben hatte – es waren dieselben Zahlen, und damit bestand kein Zweifel: Dieser Sack hatte mir doch tatsächlich eine falsche Mobilnummer gegeben! Der süße Arne hatte mich aufs Kreuz gelegt.

In der naiven Gemütslage, die ich tatsächlich über Jahrzehnte gepflegt habe, hätte ich mir jetzt massenweise Ausreden einfallen lassen, die begründeten, warum er das wohl getan haben könnte – von einer Ablenkung während des Diktierens der Nummer oder einer possierlichen Schusseligkeit, die sich bald aufklären würde, bis hin zu einer ausgemachten Zahlengedächtnisschwäche, einer Art Nummernbehinderung. Die zweite typische Reaktion auf so einen Schock wäre gewesen, sofort nach den möglichen Fehlern zu suchen, die *ich* verbrochen haben könnte, und mein Gehirn zu martern, mit dem, was ich im Verlaufe des Abends Dämliches gesagt oder getan haben könnte, um mir danach noch mal alle meine Schwächen einzeln ins Gedächtnis zu rufen, die zwangsläufig jeden Mann verschrecken *mussten*.

Aber an diesem schönen Julimorgen hielt ich inne und sah in den Schulgarten. Über Nacht war der Sommer herangerollt, eine Welle von Licht und Farben, die sich über Rasen und Beete ergossen und die grünen Knospen in rote und gelbe, weiße und orangefarbene Blüten verwandelt hatte. Vögel tanzten in den Zweigen des Apfelbaums, die Blätter der Birken funkelten silb-

rig, wenn die Brise durch sie hindurchwehte. Mir wurde klar, dass es vorbei war. Vorbei mit der skandalös naiven Vorstellung, er hätte das vielleicht *unbeabsichtigt* getan. Und erst recht vorbei mit den unzähligen Vorwürfen an mich selbst. Es war genug. Die wissenschaftliche Studie war nun beendet.

Nach dreihundertachtzehn Dates konnte ich plötzlich mit kristallklarem Blick erkennen, dass es gar nicht an mir lag, dass ich nicht den Richtigen fand. Ich konnte überhaupt nichts dafür! Und warum? Weil sich die Evolution einen folgenschweren Fehler erlaubte. Die Natur mochte unschlagbar sein, wenn es darum ging, spektakuläre Blütenkreationen hervorzubringen, doch beim Mann versagte sie. Möglich, dass es früher mal Männer gegeben hatte, die ein Herz besaßen, aber die waren offenbar im Aussterben begriffen. Herzlosigkeit war zu einem dominanten Merkmal geworden, das sich vererbte und am Ende durchsetzte. Und wenn die Männer herzlos geworden waren, dann gab es auch keine Hoffnung mehr, der großen Liebe zu begegnen.

In diesem Moment begriff ich die Zusammenhänge, die es unmöglich machten, dass ich jemanden fand. Das Großartige aber war, dass mich diese Erkenntnis kein bisschen deprimierte. Im Gegenteil. Auf einmal kribbelte mein ganzer Körper, ich war aufgeregt vor Erleichterung. So, als ob ich eine Brille aufgesetzt hätte, mit der ich meine Umgebung auf einmal nicht mehr verschwommen sah, sondern alle Details messerscharf erkennen konnte. Ich war endlich in der Wirklichkeit angekommen und verstand, dass ich einem Geist nachgejagt war, einem Mythos, einem Phantom. Jetzt konnte ich mich zur Ruhe setzen und endlich das Leben genießen. Die Suche war beendet.

»Frau Pfeiffer«, sprach mich da plötzlich eine Schülermutter an, jovialer Tonfall, ernste Miene. Es war Frau Lochner, die mir am Schultor auflauerte, natürlich. »Auf Mias Zeugnis gibt

es ein *Missverständnis*, das wir jetzt *gemeinsam* aufklären könnten«, sagte sie dann mit versteinertem Lächeln, das sie vermutlich für verständnisvoll und großzügig hielt. Bereits das ganze Schuljahr über hatte ich Frau Lochner immer wieder erklärt, dass ich mich bei der Bewertung der Tests nur nach den objektiven Regeln richtete, hatte Tipps zum Lernen gegeben und war einfach unheimlich konstruktiv geblieben. Und das wäre ich sicher auch jetzt noch gewesen, wenn Arne der Automechaniker mir nicht die Augen geöffnet hätte. »Ich bin sehr enttäuscht über das Befriedigend in Mathe, das muss ich schon sagen«, schmollte Frau Lochner. »Und Mia natürlich auch, sie hat sich so angestrengt.«

»Tja, Frau Lochner«, sagte ich mit meinem freundlichsten Lächeln und steckte mein Handy in die Tasche. »Ich kann Ihnen nur raten: Gewöhnen Sie sich dran. Und Mia sollte sich auch schon mal dran gewöhnen. Das Leben steckt nun mal voller Enttäuschungen. Je früher man das begriffen hat, desto weniger macht es einem aus.«

Mias Mutter blähte ihre Backen vor Empörung auf, aber es war mir egal, denn an diesem Freitag begannen nicht nur meine Sommerferien, sondern ein neuer Lebensabschnitt fing an. Ich ließ Frau Lochner und ihre Tochter verdattert stehen und fuhr nach Hause. Der Wind strich mir durch die Haare, und die Sonne kitzelte mein Gesicht.

Und so mache ich es jetzt offiziell: Ich sage dem Singleleben Adieu! Einem Single fehlt nämlich etwas, und mir fehlt jetzt offiziell nichts mehr. Ab heute führe ich eine voll funktionierende Individualpartnerschaft mit mir selbst. Ha! Ich überlege, ob ich meine Eltern anrufen soll, um ihnen die tolle Neuigkeit sofort mitzuteilen. Ja, Doris und Heinz, eure Tochter ist nicht mehr die bedauernswerte Achtunddreißigjährige, die händeringend nach einem Kerl sucht. Eure Tochter ist alleinige Geschäftsführerin ihres erfolgreichen und erfüllten Lebens. Ist das nicht toll?

Ich greife schon zum Telefon, dann zögere ich, denn ich male mir aus, wie *toll* meine Eltern das finden würden. Seitdem ich mit Bruno, dem Sohn der Postbeamtin, Schluss gemacht habe, wittern sie nämlich hinter allem, was mit meiner Lebensgestaltung zu tun hat, ein psychisches Problem. Wie Bindungsstörungen. Oder Feminismus. Eine Zeit lang haben sie mich auch vermeintlich subtil ausgefragt über die enge Beziehung zu meiner besten Freundin Kim, als ob sie da des Pudels Kern vermuteten, wobei sie selbstverständlich das Wort *lesbisch* nie in den Mund nahmen. Kim würde ich ja gerne anrufen, um ihr die großartigen Neuigkeiten zu überbringen, aber die ist mal

wieder auf einem ihrer monatelangen Rucksacktrips in Argentinien.

Dabei fällt mir mein eigener Urlaub ein, den ich in zwei Wochen antreten muss. O Schreck! Ich habe ihn in einer düsteren Stunde auf Anraten einer meiner Facebook-Singlegruppefreundinnen gebucht. Keine Ahnung, was ich mir dabei gedacht habe. Vermutlich gar nichts. Singles sind ja so leicht manipulierbar! Da reicht schon die dreiste Lüge »Da wirst du unter Garantie jemanden finden!«, und schon ist man gewillt, zweitausendsiebenhundert Euro zu latzen, um mit »Megastimmung« zehn Tage lang mit achthundert anderen Singles auf einem Kreuzfahrtschiff eingepfercht über das Mittelmeer zu schippern. Dabei hasse ich Bootsfahrten. Und Rafting, von dem der Reiseveranstalter hofft, dass man sich von Todesangst gepeinigt in schäumender Gischt das Jawort entgegenschleudert. Und Klettertouren in den Dolomiten – meine Güte, was habe ich letztes Jahr vor Höhenangst geschlottert! Und Städtereisen hasse ich auch, wenn ich sie mit einer heterogenen Singlegruppe machen muss. Wobei sich das *heterogen* darauf bezieht, dass die Verhaltensauffälligkeiten ungleichmäßig verteilt sind – es wimmelt nur so von Egomanen, Langweilern, Angebern, unerträglichen Schwatzbacken und anderen Soziallegasthenikern.

Aber jetzt ist Ende damit. Keine Singlereisen mehr für Emmi Pfeiffer. Ich bin ja so erleichtert! Endlich kann ich mal in meinem Urlaub machen, was *ich* will. Und ich habe sechs blitzeblanke Wochen vor mir! Ist das nicht wunderbar? Die richtige Gelegenheit, mir als Erstes ein cooles Hobby zuzulegen. Gin zum Beispiel. Ist ja so was von angesagt! Und ein perfektes Smalltalkthema, mit dem man sich wunderbar profilieren kann. Man lehnt sich an die Bar und entlarvt jeden, der nur Bombay Sapphire und Beefeater kennt, als Amateur, während man selbst über kleine Westerwälder Destillerien und ihre Ginkreationen

palavern kann, als hätte man Wacholder im Blut. Und wenn die Männer einem dann begehrliche Blicke zuwerfen, dann sagt man einfach: »Bedaure, Babe. Ich fall nicht mehr drauf rein.«

Ja, sehr schön, Gin! Tolle Idee. Ich krame also die Flasche Gin raus, die ich noch irgendwo rumstehen habe, aber es ist nur eine enttäuschende Marke namens Gordon's Dry, und die sieht kein bisschen elitär aus. Vielleicht sollte ich auch erst mal was essen, bevor ich anfange, meinem neuen Hobby nachzugehen. Doch mein Kühlschrank ist nur von außen reichlich dekoriert mit Postkarten und Fotos, innen ist er erschreckend leer. Es gibt noch ein Stück Holländer Käse und ein Glas Gewürzgurken, bei dem das Wasser noch nicht ganz trüb geworden ist. Na gut. Besser als nichts.

Ich schneide mir eine Scheibe Käse ab, belege sie mit Gurkenscheiben und setze mich kauend an den Computer, um die blöde Reise zu stornieren. Dann ändere ich bei Facebook meinen Status in »In einer Beziehung« und schreibe meiner Singlegruppe einen Abschiedsbrief. Die sollen ruhig wissen, dass ich nicht mehr dabei bin, wenn sie sich gegenseitig ihr Leid über ihre missglückten Rendezvous klagen. Oh, meine »Freundin« Ines hat ein Foto von sich gepostet, mit neuer Frisur. Schwarz. Fransig. Grauenhaft. Da hilft auch nicht die Selfieperspektive von oben, die so schöne schmale Wangenknochen macht. Allein diese fahle Gesichtsfarbe! Mein Gott, die Arme. Das Singleleben rüttelt sichtlich an ihr. Ich klicke schnell auf *Gefällt mir* und schließe die Seite.

Was nun? Mein Blick fällt auf meinen Balkon. Die Sonne prasselt voll darauf, sieht richtig verlockend aus. Wenn nur *sie* nicht wäre! Meine fiese Untermieterin. Sie hockt in ihrem gigantischen Netz und tut so, als wäre sie da draußen zu Hause. Weswegen ich den Balkon dieses Jahr noch gar nicht benutzt habe. Ich hatte immer gedacht, mein neuer Freund – oder je-

denfalls irgendeiner der Kerle, die ich abschleppe – würde der Spinne heldenhaft den Kampf ansagen und für mich den Balkon zurückerobern. Aber Pustekuchen! Simon hat rundweg heraus gesagt, dass er alles wegmachen würde – Unkraut, Altglas, Kalkflecken, kein Thema –, nur Spinnen? Auf keinen Fall. Und das sind schon Momente, in denen man sich fragt, was die Evolution eigentlich den lieben langen Tag so treibt. Ich meine, gut, Männer müssen heute nicht mehr dem Wollnashorn nachjagen, aber einer kleinen Spinne könnten sie doch wohl auch in digitalen Zeiten gegenübertreten. Aber vermutlich müsste dazu erst irgendeine Blitzbirne eine App programmieren, die den Herren die Schöpfung erklärt.

Also gut, denke ich grimmig. Als alleinige Geschäftsführerin meines Lebens muss ich das in den Griff kriegen. Mit dem richtigen Equipment ist es ja auch kein Problem. Ich nehme mir Gummihandschuhe und ziehe sie bis zum Ellenbogen hoch. Schnappe mir einen feuchten Lappen und zur Sicherheit auch noch einen Besen.

»So, Spinne«, verkünde ich, als ich die Balkontür aufstoße. »Deine Aufenthaltsgenehmigung ist abgelaufen!« Ich halte den Besen mit gestrecktem Arm so weit es geht von mir weg und ratsche energisch durch das silbrige Netz. Die Spinne, überrascht von der Attacke, schwingt auf den bebenden Fäden, springt auf den verstaubten Balkontisch und fängt an zu rennen, nur leider in die falsche Richtung, nämlich direkt auf mich zu. Ich hole mit dem feuchten Lappen aus und schleudere ihn dem achtbeinigen Monster entgegen, aber wegen der Gummihandschuhe habe ich keinen richtigen Griff, und der Lappen flutscht mir aus der Hand. Er segelt mitsamt der Spinne über das Balkongeländer. »Tschüssikowski«, rufe ich ihr hinterher, triumphbeseelt und angefeuert von dem Adrenalin, das durch meine Adern pumpt.

Dann schaue ich über das Balkongeländer. Da hängt der Lappen. Quietschorange. Mitten auf den Geranien meiner Vermieter, die unter mir wohnen. Ups. Das wird ihnen nicht gefallen. Lore und Herbert Meurers Hobby ist Akkuranz. Akkuratesse? Akkuratheit? Egal. Sie haben es jedenfalls gerne *genau*. Und sauber. Auch in ihrem Garten, der aussieht wie mit der Nagelschere bearbeitet. Buchsbäume en masse, fein säuberlich in Form gehalten. Ein Jägerzaun! Ja, so was gibt es noch. Und dann sind da die Rosen, die Lore Meurer mit zusammengekniffenem Mund und eckigen Bewegungen regelmäßig beschneidet und die sie alle beschriftet hat. Unten in jedem Beet steckt ein kleines Schild mit der genauen Bezeichnung – Abigaile und Bouquet d'Or und Snow Ballet. Hat sie mir schon mal vorgeführt, mit sichtlichem Besitzerstolz. Für einen Moment hat sie sogar ihre Sprödigkeit abgelegt, ihre blauen Augen haben richtig geleuchtet. Und ihre Geranien hegt und pflegt sie auch, sie knipst ständig verblühte Blüten ab. Wem's hilft!

Aber die Meurers sind eigentlich ganz okay. Für Leute über sechzig. Denn immerhin haben sie mir ihre Zweizimmerwohnung mit Balkon vermietet. Als ich bei ihnen war zur Mietvertragsunterzeichnung, gab es Kaffee, den Lore Meurer aus einer altmodischen Kanne in die altmodischen Tassen schenkte, und einen Teller mit einer Plätzchenvariation, die Herbert Meurer in sich hineinschlang, nicht ohne mir mit verschmitztem Lächeln etliche Kipferl und Bärentatzen aufzudrängen. Dazu versuchte er, mich zum Lachen zu bringen mit Wortverdrehungen wie: »Das ist das hüpfende Komma … äh, der springende Punkt.« Ich kam mir vor wie in einem der Heinz-Erhardt-Filme, die meine Eltern so gerne sehen (die einzige Gelegenheit, zu der sie so was wie Humor auspacken).

Meine Vermieter kann man also durchaus als seltsam beschreiben, weil sie einerseits eine altertümliche Rollenver-

teilung pflegen, sich andererseits aber nicht an meiner Rollenverteilung stören. (Da ich ja alleinige Hauptdarstellerin in meinem Leben bin, hat die Besetzung der Nebendarsteller in der Vergangenheit einige Male gewechselt – du meine Güte, mein Leben ähnelt wirklich dem Durcheinander einer griechischen Tragödie!) Auch grüßen sie immer höflich meine Studienobjekte im Treppenhaus und verlieren nie ein Wort darüber. Nur wenn ich aus Versehen vergesse, meinen Treppenabschnitt zu putzen, gibt es eine freundliche Erinnerung an die Hausordnung. Und jetzt habe ich die von ihnen so geliebte Ordnung auf ihrer Terrasse attackiert! Hoffentlich haben sie noch nichts bemerkt.

Ich beuge mich ein wenig weiter über das Geländer, um zu checken, ob die Luft rein ist. Und was sehe ich da? Da steht Lore Meurer in ihrer fliederfarbenen Strickjacke am Rand der Terrasse, die Hände auf das Mäuerchen gestützt, das sie zum Garten hin abgrenzt. Sie bewegt sich nicht. Ihr Kopf mit den kurzen grauen Haaren ist wie versteinert. Was ist nur mit ihr los? Ist sie so geschockt von dem Anblick des Lappens? Ich beobachte sie einen Moment ratlos. Warte darauf, dass sie sich rührt. Den Lappen entfernt, zu mir nach oben guckt, mich mit scharfer Stimme tadelt. *Irgendwas.* Aber nichts. Für eine Frau, die sonst immer in Bewegung ist, ist das sehr seltsam. Ich räuspere mich. Keine Reaktion.

»Frau Meurer?«, frage ich also. Immer noch nichts. Ich wiederhole ihren Namen etwas lauter. »Alles in Ordnung?« Und da schüttelt sie den Kopf. Minimal. Doch ich sehe es. Sie schüttelt den Kopf. Jetzt bin ich wirklich in Sorge. »Ist was passiert?«, frage ich.

Sie sieht zu mir nach oben, und dann flüstert sie: »Mein Herbert.« Sie stockt. »Mein Herbert ist tot.«

»Waaas?«, entfährt es mir.

»Er ist einfach umgefallen«, sagt sie, »und jetzt ist er tot.« Man hört ihr an, dass sie selbst nicht versteht, was sie da sagt.

»O mein Gott«, sage ich. »Das ist ja schrecklich. Das tut mir sehr leid.«

»Er ist im Krankenhaus«, wispert sie. »Und ich soll hinfahren. Mich verabschieden. Und …« Sie hebt die Arme in die Luft und lässt sie dann wieder kraftlos fallen.

»Ja«, sage ich. »Das ist bestimmt gut. Machen Sie das.« Aber weil sie immer noch da steht und sich nicht rührt, frage ich: »Geht es Ihnen nicht gut?« Eine wirklich bescheuerte Frage. Natürlich geht es ihr nicht gut. Ihr Mann ist gerade gestorben.

»Doch«, sagt sie. »Mir geht es gut. Ich kann mich nur nicht bewegen.«

»Warten Sie!« Wieder so eine bedingt gratulationswürdige Aussage von mir angesichts ihrer Salzsäulenstarre. Aber was will man machen? Ich sprinte durch meine Wohnung, denke gerade noch dran, meinen Wohnungsschlüssel zu schnappen, dann sause ich die Treppe runter. Vorne raus aus dem Haus, durch das Garagentor, wo normalerweise Meurers Mercedes parkt, an den Mülltonnen vorbei in den Garten, linksrum zur Terrasse meiner Vermieter. Da steht sie immer noch. Lore Meurer. Der Schock hat sie fest im Griff. »Da bin ich«, sage ich leicht ratlos. Frau Meurer erfasst mich mit ihren hellblauen Augen. Sie flackern, die Panik lauert in der Tiefe dahinter, sucht noch verzweifelt einen Weg nach draußen. Ich gehe die drei Stufen hoch zu ihr, lege meine Hand auf ihre Schulter und führe sie zu einem der Terrassenstühle. »Setzen Sie sich erst mal hin«, schlage ich vor. Zum Glück folgt sie meiner Anweisung willenlos. Dann sitzt sie da, kerzengerade, und streicht mit ihren von Altersflecken gesprenkelten Händen über ihre schwarze Jersey-

hose, hin und her, her und hin. Was nun? »Ein Schnaps«, fällt mir ein. »Der wird Ihnen helfen.«

»Wir haben keinen Schnaps«, haucht Lore Meurer. »Nur Rebellenblut. Den mag mein Herbert so gern.«

O Gott. Dieser fürchterliche Brombeerwein, den meine Eltern auch schon mal zu festlichen Gelegenheiten »köpfen«.

»Nee«, sage ich. »Ein paar mehr Umdrehungen sollten es schon sein.« Ich also zurück in meine Wohnung, den Gordon's Dry Gin geholt und eine amtliche medizinische Dosis abgefüllt für Lore Meurer. Sie nippt und scheint wirklich total daneben, denn das harte Zeug entlockt ihr nicht mal ein Blinzeln. Ich nehme auch einen kleinen. Wozu ein famoses Hobby doch alles gut ist! Fünf Minuten später ist Lore Meurer so weit aufgelockert, dass sie mir Informationen geben kann. Viel weiß sie allerdings nicht. Ihr Mann Herbert ist vor etwa zwei Stunden beim Aufräumen seines Schreibtisches bei Ihlsen Consulting bewusstlos zusammengebrochen und sofort ins Krankenhaus gebracht worden. Doch die Ärzte konnten nichts mehr für ihn tun. »Welches Krankenhaus?«, frage ich entschlossen.

»Malteser.«

»Na los, dann fahren wir.« Als wir in ihr Wohnzimmer kommen, schnuppere ich. »Riecht es hier angebrannt?«

»Ich weiß nicht«, sagt Lore Meurer. »Ich koche Mittagessen.«

Ich also rein in die Küche und den Herd abgestellt, bevor noch die ganze Bude in Flammen aufgeht. Dann bestelle ich ein Taxi und fahre mit meiner Vermieterin zum Krankenhaus.

3

Es ist Samstagmorgen. Ich liege in meinem Bett und bin wach, dabei ist es erst halb neun. Fühle mich schon so erholt! Tja. So ist das Leben eben, wenn man die Männersuche aufgegeben hat. Man muss nicht jeden Abend von Bar zu kultureller Veranstaltung und zum Sport hechten, in der Hoffnung, irgendwo einen Traumprinzen aufzugabeln. Was ich an Energie gewinne. Und Lebensfreude! Allein weil ich mich nicht mehr martern muss mit der Frage, was mit mir nicht stimmt! Und weil ich nicht mehr meine Freizeit damit verplempern muss, beim Onlinedating mit meiner Brillanz zu prahlen. (*Bikinifigur?* Und wie! Mindestens zwei! *Cellulite?* Was ist das? *IQ?* Massenweise! Mmmh … Oder war es doch umgekehrt? Egal, mein Onlineflirt-Torben aus Gießen hat sowieso nur Wert auf korrekte Rechtschreibung und einen Führerschein gelegt. *Frag mich nicht!*)

Ich habe gestern Abend tatsächlich angefangen, ein Buch zu lesen! Habe ich ewig nicht gemacht, anscheinend bin ich ein bisschen aus der Übung. Konnte mich jedenfalls nicht wirklich konzentrieren. Lag vielleicht auch an dem Lärm von oben, aus der Wohnung von Paula und Lars. Es klang wie ein heftiger Streit, es rumpelte, dann knallte es. War da ein Schrei? Plötz-

lich senkte sich eine seltsame Stille über die Szenerie, die mich aufhorchen ließ. Aber alles blieb still, nichts rührte sich mehr oben, und ich entspannte mich wieder und dachte: Na ja, haben sie sich halt mal gestritten, kommt in den besten Beziehungen vor.

Von außen immerhin wirken sie wie ein harmonisches Paar aus dem Bilderbuch. Er ein Bankmensch mit Anzug und Krawatte, sie Illustratorin von Kinderbüchern, die ihr Geld mit Kellnern verdient, weil es leider zum Leben nicht reicht, knallbunte Zauberwelten zu erschaffen. Sie sind beide Ende zwanzig. Als sie vor vier Jahren eingezogen sind, habe ich mit Paula zwei-, dreimal Kaffee getrunken, und die Begeisterung über ihre Arbeit als Illustratorin sprudelte nur so aus ihr heraus, während sie mir im Sekundentakt Fotos von ihren Zeichnungen zeigte – sehr süße Bilder von Fröschen und Elfen und Elefanten und Zwergen und Drachen. Aber dann hatte ich eine intensive Studienphase mit einem Kerl namens Carlos, und Paula war auch sehr beschäftigt. Mittlerweile sehe ich ihre Katze, die durch das kleine Flurfenster im Erdgeschoss in den Garten gehen kann, am häufigsten.

Jetzt ist oben wieder alles ruhig. Ich starre ein bisschen an die Decke und überlege, was ich mit diesem Tag anfangen soll. Checke mein Handy, aber da gibt es nichts Neues. Die Nachricht von gestern steht noch ganz oben. Von meiner *Schulleiterin*. In den *Ferien. Melde dich. Bin noch bis Sonntag im Land.* Da hat Frau Lochner ja nicht lange gebraucht fürs Petzen. Mit nervigen Eltern beschäftige ich mich allerdings erst in sechs Wochen wieder. Ich klicke auf Löschen und lege das Handy weg.

Nun, da ich mein Leben anders ausgerichtet habe, brauche ich dringend neue Betätigungsfelder. Als Erstes könnte ich ein paar mehr Freundinnen gebrauchen. Kim ist ja leider mal

wieder nicht da. (Sie ist Psychotherapeutin und braucht immer lange Urlaub, um sich von dem Seelenmüll anderer Leute zu erholen.) Von meinen eingefleischten Singles und ihren ewig gleichen Storys über Männer habe ich erst einmal genug. Kenne ich doch selbst alles, *gähn*. Und meine Kolleginnen zum Beispiel, die sind zwar alle sehr nett, aber auch alle sehr brav verheiratet und haben Kinder, was sie nicht davon abhält, sich andauernd zu beschweren, wie anstrengend alles ist und dass die ganze Arbeit an ihnen hängen bleibt, und dann stöhnen auch sie über ihre Männer. Also bitte! Sie haben wenigstens welche. Und wenn einer der Zwerge nur *Piep* macht, schwenken ihre Köpfe rum, und da kann man von dem heißesten Sex erzählen, sie hören einfach nicht mehr zu. Spaßfaktor: äußerst bescheiden!

Wer bleibt da übrig? Schwierig. Ich gebe zu: Mein Geschäftsmodell ist noch in der Entwicklungsphase. Aber davon lasse ich mich nicht stressen. Habe mich ja gestern erst selbstständig gemacht! Und wie jeder weiß, dauert es, bis so ein Geschäft läuft wie geschmiert. Kein Grund zur Panik also. Ich gehe ins Bad und schrubbe mir die Zähne und klemme einen Teil meiner störrischen Haare in eine Schmetterlingsspange. Dabei fällt mir ein, dass ich den Spinnenlappen noch nicht raufgeholt habe. Werde ich gleich mal tun. Die arme Frau Meurer macht schon genug durch, da braucht sie nicht auch noch Fremdkörper im Garten. Hoffentlich hat sie gestern ihre Freunde angerufen, sodass sie nicht den ganzen Tag allein war. Kinder haben sie ja leider nicht, habe ich erfahren. Und andere Verwandtschaft auch nicht, es gibt nur einen Bruder von Herbert auf Gran Canaria.

Ich werde gleich mal nach meiner Vermieterin sehen. Sie sah so klein aus gestern. Wie sie da in dem Krankenhausflur stand und mit dem Arzt geredet hat. So in sich zusammengefal-

len. Wie der Kuchen, den ich einmal gebacken habe. Er ist erst aufgegangen wie ein Heißluftballon, um dann zu einer harten Teigplatte zusammenzufallen und zu verdorren. Ich stelle fest, dass ich mir Sorgen um meine Nachbarin mache. Was für ein Glück, dass mir mein neues Geschäftsmodell Zeit für die Pflege nachbarschaftlicher Beziehungen einräumt!

Ich springe also die Treppe runter, wobei mir Paula entgegenkommt, in einem Blumenkleid, das fröhlich um ihre stämmigen Waden streicht. Dazu ein violetter Cardigan, ein wippender Sonnenhut und eine große Sonnenbrille – der Look der Kreativen. Da passt es, dass aus ihrer Einkaufstasche ein Büschel Möhrengrün ragt.

»Hi, Paula, du bist aber schon früh auf«, sage ich fröhlich.

Sie murmelt »Hallo« und wuscht mit gesenktem Kopf an mir vorbei, was ich merkwürdig finde, wo sie doch sonst eher aus dem Land der Laberbacken kommt. Ich diagnostiziere eine ausgeprägte Morgenmuffelei. Beim Bäcker lasse ich mir die doppelte Menge Croissants einpacken und kaufe aus einem seltenen Impuls heraus eine von diesen dicken intellektuellen Wochenendzeitungen. Als Geschäftsführerin des eigenen Lebens muss man ja auf dem Laufenden sein. Auf dem Rückweg klingele ich dann bei meiner Vermieterin. Es dauert nur zehn Sekunden, bis Lore Meurer öffnet. Farblich hat sie sich schon ihrem neuen Familienstand angepasst. Schwarzer Rock, schwarze Bluse, graue Strickjacke. Obwohl draußen die Sonne scheint. Sie bewegt sich noch steifer als sonst, ich habe den Eindruck, nur ihre kerzengerade Körperhaltung verhindert, dass sie kollabiert.

»Guten Morgen, Frau Meurer«, sage ich mitfühlend.

»Guten Tag«, sagt sie. »Sie haben nicht zufällig die Scherben von zwei Porzellanwindhunden in der Mülltonne gesehen?«

»Äh …«, sage ich. »Wie bitte?«

»Natürlich nicht, natürlich nicht«, murmelt sie und ihre Augen wandern fahrig umher.

»Ich habe Ihnen was zum Frühstücken mitgebracht.« Ich halte die Tüte mit den Croissants hoch.

»Oh«, macht sie verwirrt. Aber dann tritt sie einen Schritt zur Seite. »Kommen Sie doch bitte herein.«

Sie geht vor mir her in die Küche, in der es stark nach Putzmitteln riecht. Die angekokelten Kartoffeln und die eingebrannten Flecken auf dem Herd von dem Mittagessen, das gestern beinahe in Flammen aufgegangen wäre, hat sie offenbar schon beseitigt.

»Und, sind Ihre Freundinnen gestern noch gekommen?«, frage ich. Sie schaut mich an, als wüsste sie nicht, wovon ich rede. »Sie haben mir doch gestern im Krankenhaus gesagt, dass Sie zwei Freundinnen anrufen wollten.«

»Ach so, ja. Sicher. Kaffee?« Sie deutet auf eine silberne Thermoskanne, die auf dem Tisch steht.

»Gern«, antworte ich. »Ein bisschen Koffein kann nicht schaden.« Außerdem habe ich den Eindruck, dass es gar nicht schlecht wäre, wenn die Frau etwas Gesellschaft hätte. Ich kenne mich zwar bislang nur mit Gemütszuständen wie Liebeshysterie und Liebeskummer aus und nicht mit einer derartig extremen Situation, aber meine Intuition sagt mir, dass Lore Meurer besser nicht allein bleiben sollte. Sie holt zwei Tassen aus einem der Eichenholzhängeschränke, stellt eine Zuckerdose mit silberner Zuckerzange und ein Kännchen Kaffeesahne auf den Tisch. »Ich hoffe, Sie mögen Croissants!«, sage ich und reiße die Papiertüte auf.

Für einen Moment scheint der Panzer ihrer Selbstbeherrschung einen Riss zu bekommen, denn sie rümpft minimal die Nase, bevor sie einen silbernen Brotkorb hervorholt und die Croissants dort hineinlegt, die Tüte zusammenfaltet und in den

Papiermüll wirft. Dann setzt sie sich hin. Pickt mit ihrer Fingerspitze einen Krümel von der Tischplatte auf und streift ihn auf ihrem Teller ab. Starrt einen Moment auf den Korb mit den Backwaren, greift nach einem Croissant, beschaut es von allen Seiten, als wüsste sie nicht, was das ist, dann sagt sie feierlich: »Leben wie Gott in Frankreich.« Und beißt hinein. Fast zeitgleich fängt sie an zu weinen. Ich springe auf und reiße ihr von der Küchenrolle eine Armlänge Papier ab, damit sie den Sturzbach an Tränen trocknen kann. Dann betrachte ich ihre bebenden Schultern und überlege, ob es angebracht ist, sie in den Arm zu nehmen. Ich streichele ihr unbeholfen über den Oberarm und weiß nicht, was ich sagen soll. Sie tupft sich die Augen ab. »Mein Herbert mochte die auch so gerne«, erklärt sie mir schluchzend. »Er hat das immer gesagt mit dem Gott in Frankreich. *Immer.* Jeden Sonntag, wenn er für uns Croissants geholt hat.«

»Ihr Herbert hatte einen guten Geschmack«, sage ich leise.

»Zwei Wochen …«, flüstert sie und legt das Croissant wieder auf ihren Teller. »In zwei Wochen wäre er pensioniert worden.«

»Oje. Das tut mir sehr leid für Sie«, sage ich und schiebe nach einer kurzen Pause hinterher: »Essen Sie.« Ich deute auf das Croissant. »Das ist gut für die Seele.«

In dem Moment klingelt es wieder. Gott sei Dank, denke ich, da kommt die Kavallerie. Durch Lore geht ein Ruck, sie streicht ihre Bluse unter der Strickjacke glatt und stakst zur Wohnungstür. Gedämpfte Worte. Ich stopfe mein Croissant in mich rein und spüle es eben mit Kaffee herunter, da führt Lore eine Frau in die Küche.

Wenn ich bis gerade noch dachte, Lore wäre der Inbegriff der Akkuratesse, dann muss ich zugeben, dass ich mich geirrt habe. Lores Freundin ist ein Monument der Friseurkunst. Ihr aschblondes Haar endet fünf Zentimeter unterhalb ihres Kinns

rundherum in der akribischsten Haarrolle, die ich jemals gesehen habe. Ich dachte, so was gäbe es nur noch in Sechzigerjahrefilmen, als die ganze Welt dem Haarsprayrausch erlegen war. *Unfassbar*. Jede einzelne Strähne liegt exakt an ihrem Platz und würde vermutlich nicht mal von einem Tornado durcheinandergewirbelt. Ich kann meine Augen kaum von der Haarskulptur lösen, wobei die Dame auch ansonsten noch einiges zu bieten hat in Sachen Stil. Sie trägt zum Beispiel ein Halstuch, in das der Knoten *hineingebügelt* zu sein scheint. Ihr anthrazitfarbenes Seidenpolohemd hat nicht einen Fussel, und mit der Bügelfalte ihrer Hose könnte man vermutlich Schaschlik schneiden.

Wie macht sie das nur?

Umgekehrt scheint die Frau auch an mir Gefallen gefunden zu haben, denn sie mustert mich mit ihren graublauen Augen, bleibt an meinem Ausschnitt hängen und an meinem Rock. Zum Glück bin ich für einen freien Tag skandalös seriös angezogen. Der Rock reicht fast bis zum Knie. Und ich habe einen BH an, also bitte.

Sie gibt mir die Hand, nein, nur die Fingerspitzen bescheren mir einen Hauch von Händedruck, bevor sie so schnell wieder loslässt, als hätte sie einen Elektrozaun berührt.

»Marlies Helmschrodt«, stellt sie sich vor und glättet mit spitzem Mund die Buchstaben, als drehte sie sie durch die Mangel. Dann, in tragischem Tonfall an Lore gewandt: »Oh, Lore. Jetzt bin ich ja da. Ich bin so schnell gekommen wie möglich.« Sie schaut sie bemutternd an.

Lore setzt sich wieder an den Tisch und begutachtet stumm ihr Croissant.

»Gut«, antworte ich an ihrer statt. »Wir können hier etwas Beistand gebrauchen.«

Marlies beachtet mich nicht. »Wir beide werden das zusam-

men durchstehen, Lore«, sagt sie eindringlich. »Ich bin bei dir und helfe dir bei allem. Du weißt, wir sitzen im selben Boot.«

Für einen Moment runzelt Lore die Stirn, als wäre sie erstaunt und wollte etwas kommentieren, aber dann seufzt sie nur.

»Und wann kommt das Bestattungsunternehmen?«, fragt Marlies beflissen.

»Das Bestattungsunternehmen …«, wiederholt Lore.

»Ich empfehle dir Bestattungen Sahner oder Freilich. Auf keinen Fall Ackermann. Dieser Mann macht dir nur Probleme. *Nur Probleme!* Ich sage dir, da kenne ich Geschichten! Wer macht das Catering?«

»Catering?«

»Den Trauerschmaus.«

Lore seufzt und starrt wieder auf ihren Teller.

»Essen Sie erst mal was, Frau Meurer«, sage ich. »Beißen Sie noch mal richtig rein in das Ding, das gibt Kraft.« Ich zeige auf das Croissant, das mit der abgebissenen Spitze wie amputiert aussieht.

Marlies fördert aus ihrer Tasche eine Tupperdose zutage und sagt schnell: »Ich habe dir Suppe mitgebracht, Lore. Rindfleisch. Mit Markklößchen. Die kräftigt. *Die* solltest du essen. Wilfried hat auf Rindfleischsuppe geschworen, und wenn einer was vom guten Essen verstand, dann ja wohl er.« Sie nimmt Lore den Teller mit dem Croissant weg, und Lore schaut ihm hilflos nach, wie er davonschwebt. Da klingelt es wieder an der Tür. »Ich geh schon«, sagt Marlies. »Und dann mache ich dir die Suppe warm.«

Keine Frage, sie hat hier das Kommando übernommen. Gut für mich, dann kann ich ja gehen. Ich will mich gerade von Lore verabschieden, da drängt eine Frau in die Küche, eine rotweinfarbene Wolke mit silbernen Ohrringen. Sie wirft sich Lore an den Hals.

Meine Nachbarin wird dabei so steif wie gestern, als wir im Krankenhaus ankamen. Eine sichtlich erschütterte Kollegin von Herbert stürmte dort auf uns zu. Sie stürzte sich regelrecht in Lores Arme, klammerte sich an sie und fing an zu schluchzen. Da wurde Lore auch ganz hölzern, tätschelte ihr ungelenk den Rücken und machte dabei ein Gesicht, als müsste sie ein vollgeschnoddertes Taschentuch umarmen.

»Mensch, Lore«, sagt die rotweinfarbene Frau und schüttelt entsetzt den Kopf, wobei ihre Ohrringe unpassend heiter klimpern. »Es ist einfach schrecklich. Der arme Berti! Wie geht es dir?«

»Gut«, sagt Lore. Die Frau seufzt und wirft mir einen verzweifelten Blick zu. »Ich bin die Jutta«, stellt sie sich mir vor und ist mir mit ihrer offenen Art auf Anhieb sympathisch. »Lore und ich sind alte Freundinnen.« Für einen winzigen Augenblick verfinstert sich Lores Mienenspiel, als ob diese letzte Aussage nicht der ganzen Wahrheit entspräche.

»Wir kennen uns aber schon länger«, posaunt Marlies, während sie am Herd herumwerkelt, und fügt spitz hinzu: »Obwohl du viel älter bist als ich, Jutta.«

Jutta verdreht die Augen. »Zwei Jährchen, Marlies. Zwei Jährchen hab ich dir voraus. Und das Tollste ist, dass ich mich gar nicht wie sechsundsechzig fühle.«

»Komm, Lore«, sagt Marlies und holt einen Suppenteller aus dem Schrank. »Jetzt stärkst du dich erst einmal.«

»Na gut«, sage ich angesichts so viel freundschaftlicher Unterstützung. »Dann geh ich mal. Aber wenn Sie noch Hilfe brauchen, dann sagen Sie mir Bescheid, okay, Frau Meurer?«

»Danke«, sagt Lore tonlos.

Ich nicke den beiden anderen Ladys zu, und mit einem Seufzer der Erleichterung verziehe ich mich in meine Firmenzentrale.

4

Ich nehme mir die Zeitung und setze mich auf meinen spinnenfreien Balkon. Auf Seite 5 frage ich mich, wie ich auf die Idee gekommen bin, Zeitunglesen wäre eine sinnvolle Freizeitbeschäftigung für einen Samstag im Juli. Immerhin finde ich im Sonderteil ein paar Rezepte für Gin-Cocktails, aber da empfiehlt irgendein Schickimicki-Barkeeper allen Ernstes, Gin mit Blaubeeren und Thymian zu »infusionieren«, weswegen ich beschließe, das Gin-Hobby nicht auf die Spitze zu treiben.

Ich will die Zeitung schon weglegen, da geschieht es. Plötzlich weiß ich, dass es kein Zufall war, dass ich mir heute ausnahmsweise diese Zeitung gekauft habe. Denn auf Seite 43 springt mir eine postkartengroße, girlandenumsäumte Anzeige ins Gesicht, und ich ziehe die Luft ein und halte sie an, so erschrocken bin ich über das, was ich da lese. Es ist eine Hochzeitsanzeige. Eine ziemlich pompöse Hochzeitsanzeige. Genauer gesagt, die Ankündigung der Vermählung von Dr. Fritz Bender, der mit unglaublicher Begeisterung und Funkenregen und unter Jubelgeplärre der ganzen Sippschaft eine gewisse Yuna Mika Park, seine angebliche Seelenverwandte, heiratet. Tsss, denke ich grimmig und klappe empört die Zeitung zu. Von wegen, seine *Seelenverwandte!* Höchstens dritten Grades.

Ich beschließe, dass es an der Zeit ist, ein bisschen meinem Hobby nachzugehen. Ich habe mir also gerade einen richtig schönen Gin Tonic gemacht, da klingelt es an der Tür, und mir fällt siedend heiß ein, dass es der erste Samstag im Monat ist. Am ersten Samstag im Monat bin ich mit meinen Eltern verabredet. *Immer.* Da haben sie eine Vertretung für ihren Schreibwarenladen und kommen aus Königswinter rüber nach Bonn, wo wir dann einen »schönen Spaziergang« machen, den ich das »Schlenderverhör« nenne, und anschließend im Café Müller-Langhardt am Bonner Markt Baumkuchen essen. Der Ablauf dieser Zusammenkunft hat sich noch nie geändert, denn wenn meine Eltern eines nicht ertragen können, dann sind es Abweichungen von der Routine. Seit sechsundvierzig Jahren sind sie zusammen, und jeder Tag folgt einem ewig wiederkehrenden Muster. So schaffen sie es, sich den Zeitläufen zu widersetzen. Die Jahre strömen an ihnen vorüber, ohne ihnen etwas anhaben zu können, was einerseits unheimlich beruhigend ist, andererseits die Frage aufwirft, warum sie keinerlei Bedürfnis nach Abwechslung verspüren.

Darauf kenne ich allerdings die Antwort, die so einleuchtend wie verstörend ist. Etwas, das bisher funktioniert hat, wird auch weiter funktionieren, das ist ihre feste Überzeugung. So sind sie, pragmatisch von Grund auf. Auch aus pragmatischen Gründen haben sie geheiratet. Seine Eltern hatten das Ladenlokal, sie brauchte einen Job, also heirateten sie. Und für sie scheint die Rechnung aufgegangen zu sein, denn sie machen einen zufriedenen Eindruck. Glück ist ihrer Meinung nach eine Extravaganz, nach der zu streben das viel zu große Risiko birgt, abzustürzen und abzurutschen in emotionale Untiefen. Dann lieber eine gleichbleibende Linie der Zufriedenheit, ohne große Ausschläge nach oben und nach unten.

So verlockend die Aussicht auch ist, sich mit Genügsam-

keit in Liebesdingen vor Herzschmerzen zu bewahren – leider, leider klappt das bei mir nicht. Hab's probiert! Mit Bruno, dem Sohn der Postbeamtin. Wir waren ein Jahr zusammen, er war nett und wir mochten beide Kunstausstellungen und Bücher von Charlotte Link, und wir konnten uns gut unterhalten, aber immer, wenn ich seine Hand nahm, hatte ich ein »Guten Tag« auf den Lippen. Seine Zunge war wie eine Schnecke, die kurz aus ihrem Häuschen rausguckt, um sich dann verschreckt wieder zurückzuziehen, seine Hände blieben tatschige Fremdkörper. Erotik geht anders.

»Er hat einen sicheren Job«, sagte mein Vater. »Und seine Eltern haben eine Ferienwohnung auf Norderney, was könnt ihr da Geld sparen, wenn ihr dort eure Urlaube verbringt!«

»Greif zu, bevor es eine andere tut«, drängte meine Mutter.

Obwohl das Thema Heiraten mit Anfang zwanzig eigentlich noch gar kein Thema für mich war, schien Bruno tatsächlich mit sich zu ringen, ob er es wagen sollte, mich um meine Hand zu bitten. Er machte Bemerkungen über unsere Lebensplanung, die mich aufhorchen ließen, und ich wartete mehrere Wochen in seltsamer Unruhe, ob er vor mir auf die Knie fallen würde. Wie ich dann reagieren würde, wusste ich nicht, versuchte mir aber einzureden, dass Bruno ein passender Mann ist. Wir verstanden uns gut und stritten nie, lachten über *Friends* und *Ally McBeal* und aßen gerne Penne Arrabiata im La Riviera, vorher einen gemischten Salat.

Dann kam Silvester, und ich wusste, das war der Tag. Bruno vibrierte förmlich vor Spannung, bevor wir auf diese Party von Kim und ihrem damaligen Freund Pete gingen, und ich zermarterte mir mein Hirn nach der richtigen Antwort, behielt mit flackerndem Blick die Uhr im Auge, die unweigerlich auf das Ende des Jahres zutickte. Ich beschloss, mir einen Wodka zu holen, und dann traf ich in der Küche diesen Typen mit den

grünen Augen, der mich nur ansehen musste, um in mir ein Feuerwerk zu entzünden, und da wusste ich die Antwort. Ich wollte nicht auf kleiner Flamme gar gekocht werden.

Ich erinnere mich an das Gespräch, in dem meine Eltern mit unbeweglicher Miene die Neuigkeit von der Trennung aufnahmen. Sie hatten eine Verlobung erwartet, deswegen versuchte ich, es ihnen so schonend wie möglich beizubringen. Während ich in dürren Worten die neueste Entwicklung in meinem Leben referierte, vermied ich, sie anzusehen, und starrte an ihnen vorbei auf die Schrankwand, die seit Anbeginn aller Zeiten das Wohnzimmer meines Elternhauses beherrschte – ein dunkles Monstrum aus Eichenholz, das alles verschluckte, was man ihm darbot: Tischdecken, Nähutensilien, die Familienspielesammlung, die guten Gläser, die goldbedruckten Ledereinbände der Reader's-Digest-Jubiläumsklassiker und das bisschen Licht, das es geschafft hatte, durch die schweren Gardinen zu dringen. Ich hatte sie einmal gefragt, ob sie der Schrankwand nicht überdrüssig seien, aber meine Eltern verneinten. »So viel Stauraum bekommt man nicht alle Tage«, sagte meine Mutter. »Außerdem«, sie sah mich entrüstet an, »so was wirft man doch nicht weg.«

Und so stand sie immer noch da, die Schrankwand, unverrückbar, dunkel und mächtig, als ich offenbarte, dass ich Bruno keinesfalls heiraten wolle, und das war das erste Mal, dass etwas an ihr abprallte und zurück ins Zimmer schoss.

»O nein«, schrie meine Mutter auf und schlug die Hände an die Wangen.

»Aber warum?«, fragte mein Vater fassungslos.

»Er ist einfach nicht meine große Liebe.«

»Ach, Kind …«

Sie seufzten, als ob ich ihnen gesagt hätte, dass ich anstatt Grundschullehrerin lieber professionelle Lottospielerin werden wollte.

»Ich bin eben romantisch«, verteidigte ich mich.

»Realitätsfremd«, sagte meine Mutter, »ist auch ein Synonym für romantisch.«

»Blödsinn«, entfuhr es mir, aber dann holte sie den Duden aus der Schrankwand und zeigte es mir, und der Duden irrt nie.

Sie haben die Trennung von Bruno nie ganz verwunden, verstanden schon gar nicht, und mit jedem Jahr, in dem das neue Jahrhundert älter wurde, verstanden sie es weniger. Hoffnung keimte nur einmal noch in ihnen auf, das war damals, als ich ihnen den angehenden Arzt Fritz Bender vorstellte. Seitdem fragen sie nur noch zaghaft nach den romantischen Entwicklungen in meinem Leben, oft vermeiden sie es ganz, und wir reden nur über die Schule, über das Wetter, über den Laden und die neuesten Klatschgeschichten der Kundschaft. Aber immer stand sie im Raum, die Frage mit dem stummen Vorwurf, dass ich Bruno abgelehnt hatte: Mein Gott, was soll nur aus dir werden? An schlechten Tagen hat mich das runtergezogen, und das waren viele.

Damit ist es jetzt jedoch vorbei. Ich werde mich nicht mehr von meiner Männerlosigkeit deprimieren lassen oder mich gar dafür rechtfertigen. Diese Welt ist nicht geschaffen für die Liebe, Liebe ist ein antiquiertes Modell, ausrangiert wie Nachtspeicherheizungen und Drehscheibentelefone.